

## KIRCHE AUF DEM PRÜFSTAND

### Perspektiven von Konfirmandinnen und Konfirmanden sowie deren Familien in Ost und West

Über die Konfirmation ist viel geschrieben worden. Und das zu Recht. Obwohl sie sich erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in allen deutschen Landeskirchen durchgesetzt hat<sup>1</sup> (in Nürnberg z. B. wurde sie erst 1813 eingeführt), also historisch gesehen relativ jung ist, gilt sie inzwischen »als entscheidende Schaltstelle der kirchlichen Sozialisation«<sup>2</sup>. Hier kommen junge Menschen mit Religion, Kirche und Glauben in Kontakt und sammeln Erfahrungen, »die ihr Verhältnis zur Kirche nachhaltig prägen und bleibend bestimmen«<sup>3</sup>. Dies ist auch deshalb so bedeutsam, weil wir hier von knapp einer viertel Million Jugendlicher sprechen, die sich pro Jahr in Deutschland konfirmieren lassen. Und es gibt gute Gründe zu der Annahme, dass sich an diesen beachtlichen Zahlen in unmittelbarer Zukunft auch wenig ändern wird. Der Anteil derer, die sich konfirmieren lassen, liegt seit der Wiedervereinigung stabil bei ca. 30 Prozent, im Westen mit Werten zwischen 29 bis 34 Prozent leicht darüber, im Osten (inkl. West-Berlin) mit zwölf bis 17 Prozent deutlich darunter.<sup>4</sup>

Für viele Evangelische ist die Konfirmation »ein wichtiges, wenn nicht das Erlebnis mit ihrer Kirche«<sup>5</sup>. Nicht zuletzt deshalb ist es von Interesse, zu erkunden, wie Konfirmation erlebt und gedeutet wird. Dabei ist zu beachten,

---

<sup>1</sup> Vgl. CHRISTIAN GRETHLEIN, Grundinformation Kasualien. Kommunikation des Evangeliums an Übergängen des Lebens, Göttingen 2007, 161.

<sup>2</sup> KRISTIAN FECHTNER, Von Fall zu Fall. Kasualien wahrnehmen und gestalten, Gütersloh 2011<sup>2</sup>, 116.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Vgl. FRIEDRICH SCHWEITZER/CHRISTOPH H. MAASS/KATJA LISSMANN/GEORG HARDECKER, WOLFGANG ILG (in Verbindung mit VOLKER ELSENBAST und MATTHIAS OTTE), Konfirmandenarbeit im Wandel - Neue Herausforderungen und Chancen. Perspektiven aus der zweiten bundesweiten Studie, Gütersloh 2015, 120.

<sup>5</sup> GRETHLEIN, Grundinformation (Anm. 1), 152.

dass die Konfirmation »eine ›gestreckte Kasualie«<sup>6</sup> ist. Damit rückt das Gesamtgeschehen aus Konfirmandenarbeit und Konfirmationsgottesdienst in den Blick. Das Konfirmationsfest gibt es nicht ohne die vorherige Konfirmandenarbeit, und die Teilnahme an der Konfirmandenarbeit ohne Konfirmation ist die absolute Ausnahme.

Im Folgenden soll es darum gehen, dieses komplexe Gefüge aus der Perspektive der Konfirmandinnen und Konfirmanden sowie aus der Perspektive ihrer Familien zu beleuchten, um auf dieser Grundlage nach Möglichkeiten einer zukünftigen konzeptionellen Grundlegung zu suchen und dabei auch die Frage nach Religiösen Jugendfeiern im Blick zu haben. Letztlich lassen sich hier vergleichbare Herausforderungen beschreiben, denen sich beide lebensbegleitende Rituale zu stellen haben. Den Hintergrund dafür bildet die Auseinandersetzung mit Impulsen aus Ansätzen, die der Zielsetzung des Empowerment folgen.

## **I. KONFIRMATION ALS »KONFIRMANDENPRÜFUNG«**

Die Konfirmation erreicht einen großen Teil der Jugendlichen und ist zudem auch erfolgreich. Das zeigen die Untersuchungsergebnisse der bundesweiten Studien zur Konfirmandenarbeit in übereinstimmender Weise.<sup>7</sup> Hier lassen sich vor allem aus kirchlicher Sicht positive Effekte aufzeigen.

### **I.1 KONFIRMATION AUS KIRCHLICHER SICHT DURCHAUS ERFOLGREICH**

So sagen 41 Prozent der befragten Jugendlichen zu Beginn der Konfirmandenzeit, es sei ihnen »wichtig, zur Kirche zu gehören« (CG 01). Gegen Ende der Konfirmandenzeit sind es 46 Prozent (KG 01). Dass Kirche »viel Gutes für die Menschen tut« bejahen zu Beginn 72 Prozent, gegen Ende 74 Prozent (CG 05, KG 05). Auch das Interesse, sich einer kirchlichen Jugendgruppe anzuschließen, wächst von 18 Prozent auf 26 Prozent (CG 08, KG 08). Die Kirche schneidet also bei den Jugendlichen von der Tendenz her gut ab. Und auch bei den Einstellungen zur Religiosität im weiteren Sinne gibt es Erfolge. Beschreiben zu Beginn der Konfirmandenzeit 66 Prozent der Jugendlichen

<sup>6</sup> FECHTNER, Von Fall zu Fall (Anm. 2), 134.

<sup>7</sup> Vgl. SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4) für die zweite bundesweite Studie und WOLFGANG JLG/FRIEDRICH SCHWEITZER/VOLKER ELSENBAST in Verbindung mit MATTHIAS OTTE, Konfirmandenarbeit in Deutschland. Empirische Einblicke – Herausforderungen – Perspektiven, Gütersloh 2009 für die erste Studie.

ihre »Einstellung zum christlichen Glauben insgesamt« als sehr bzw. eher positiv, so sind es gegen Ende der Konfirmandenzeit 72 Prozent (CF 01, KF 01).

Allerdings dürfen diese Befunde auch nicht einseitig interpretiert werden. Denn die Jugendlichen nehmen weniger aus inhaltlichen Interessen heraus an der Konfirmandenarbeit teil. Vielmehr gibt es vor allem ein Ziel, das sie zur Teilnahme motiviert. Und dieses Ziel liegt im Konfirmationsfest selbst. Die allermeisten Konfirmandinnen und Konfirmanden möchten nämlich möglichst stressfrei durch die Konfirmandenzeit kommen. Kurz vor der Konfirmation sagen 37 Prozent, dass sie sich am »liebsten konfirmieren lassen« würden, »ohne vorher die Konfi-Zeit mitzumachen« (KK 41).<sup>8</sup> Also kann bei einem reichlichen Drittel der Konfirmanden die Konfirmandenzeit gewissermaßen nicht erwartungswidrig so genutzt werden, dass »die Jugendlichen am Ende durch die Konfi-Zeit positiv überrascht werden«<sup>9</sup>. Überlegungen Henning Luthers aufnehmend könnte man sagen: Konfirmation ist Konfirmandenprüfung im Sinne eines genitivus subjectivus. Die Konfirmandinnen und Konfirmanden selbst sind es, die hier prüfen. Sie prüfen, ob es der Kirche »gelingen ist, ihnen die Relevanz des christlichen Glaubens zu vermitteln«<sup>10</sup>. Vor diesem Hintergrund ist es äußerst problematisch, dass fast die Hälfte aller Konfirmanden (46 Prozent) explizit der Aussage zustimmen, dass das, was sie »in der Konfi-Zeit gelernt« haben, »mit ihrem Alltag wenig zu tun« hat (KK 35). Nur 27 Prozent verneinen das.<sup>11</sup>

## 1.2 KONFIRMATION ALS VERANLASSTE AUSEINANDERSETZUNG MIT IRCHE

Konfirmationszeit ist die Zeit der Auseinandersetzung mit Kirche. Diese Auseinandersetzung ist eine veranlasste, wobei vornehmlich extrinsische Motive eine Rolle spielen. Thomas Rauschenbach spricht hier von »eher pragmatisch[en] und traditionsgebunden[en]«<sup>12</sup> Teilnahmemotiven. Insgesamt gilt –

<sup>8</sup> 16 Prozent votieren hier im Mittelwert und 48 Prozent verneinen dies. Dieser Wert ist im Vergleich zur ersten Konfirmandenstudie etwas zurückgegangen. Damals hatten dem 41 Prozent zugestimmt, 15 Prozent votierten im Mittelwert und 44 Prozent verneinten das. Interessant ist hier ein schulformspezifischer Vergleich. So stimmten in der neusten Studie 45 Prozent der Hauptschul- aber nur 33 Prozent der gymnasial Orientierten diesem Item zu.

<sup>9</sup> THOMAS RAUSCHENBACH, Konfirmandenarbeit der Zukunft. Perspektiven zur Bildung im Jugendalter – Plenum und Diskussion, in: epd/D 28–29 (2009), 50–53, 52.

<sup>10</sup> FECHTNER, Von Fall zu Fall (Anm. 2), 132.

<sup>11</sup> In der ersten Studie hatten dem 47 Prozent zugestimmt, 28 Prozent verneinten das, 26 Prozent votierten im Mittelwert.

<sup>12</sup> RAUSCHENBACH, Konfirmandenarbeit der Zukunft (Anm. 9), ebd.

und zwar von wenigen Ausnahmen abgesehen vor allem in Westdeutschland – die »Normalitätsannahme«. »Im Alter zwischen 12 und 15 Jahren nicht mitzumachen, sich nicht konfirmieren zu lassen, bedarf schon einer besonderen Begründung und Anstrengung, der sich die Wenigsten aussetzen würden, zumal – auch bei einer funktionalen Betrachtung – die Pro-Argumente gegenüber den Kontra-Argumenten klar überwiegen.«<sup>13</sup>

Hält man sich dies vor Augen, bleibt festzuhalten, dass die »Konfirmandenprüfung« hinsichtlich der Relevanz des christlichen Glaubens in gewisser Weise über die Jugendlichen kommt. Sie widmen sich ihr unter der Prämisse »Ich-weiß-eigentlich-nicht-so-richtig-Warum«<sup>14</sup>, wie Bernd Beuscher sagt. Das grundlegende Warum und Wozu muss sich ihnen also erst noch erschließen. Dass sie trotzdem gehen, hängt auch damit zusammen, dass sie solche Situationen aus anderen Zusammenhängen kennen, vor allem aus der Schule. Auch dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Die sind sogar noch zwingender als bei der Konfirmation. Aber die Evidenz von Schule erschließt sich den Einzelnen nur, wenn sie den Eindruck haben, dass das, was hier thematisiert wird, ihnen etwas bringt. Dem entgegen steht dabei oft die »Künstlichkeit« von Schule, die »Reduzierung des Lernens auf das ›Als-Ob-Lernen‹, auf eine Art Vorratslernen«<sup>15</sup>.

### 1.3 BISHER ZU WENIG GENUTZTE POTENTIALE DER KONFIRMATION

Das, was für den schulischen Bereich in Anschlag zu bringen ist, gilt auch für die Konfirmation. Die Wahrscheinlichkeit, dass die »Konfirmandenprüfung« bestanden wird, steigt mit der Ermöglichung von Lernräumen mit Echtheitscharakter. Am Beispiel des Gottesdienstbesuches lässt sich das gut veranschaulichen. Die Studie zur Konfirmandenarbeit hatte einen ernüchternden Befund zu Tage gebracht. Stimmt zu Beginn der Konfirmandenzeit 45 Prozent der Aussage zu, dass Gottesdienste langweilig seien (CG 04), waren es am Ende 52 Prozent (KG 04).<sup>16</sup> Einmal davon abgesehen, dass die Charakterisierung als »langweilig« reichlich unpräzise ist, kommt hier ein grundlegendes Problem

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> BERND BEUSCHER, »Auf Nr. Sicher« lässt sich schlecht gehen. Zu Theologie und Didaktik des Konfirmationsunterrichtes, in: BERNHARD DRESSLER u. a. (Hrsg.), Konfirmandenunterricht. Didaktik und Inszenierung, Hannover 2001, 243–258, 244.

<sup>15</sup> THOMAS RAUSCHENBACH, Zukunftschanse Bildung. Familie, Jugendhilfe und Schule in neuer Allianz, Weinheim/München 2009, 173.

<sup>16</sup> In der ersten Studie lagen die Ausgangswerte etwas höher. Die Tendenz ist jedoch gleichbleibend. Zu Beginn ihrer Konfirmandenzeit waren 49 Prozent der Meinung, dass Gottesdienste langweilig seien. Am Ende waren es 54 Prozent.

zum Vorschein, nämlich das des »Bedeutungsverlust[es] des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche insgesamt«<sup>17</sup>. Vor diesem Hintergrund ergibt sich dann auch keine Spannung mehr dazu, dass 57 Prozent sagen, sie seien mehr oder weniger zufrieden mit den Gottesdiensten (KN 10).<sup>18</sup> Wahrscheinlich erwarten sie wenig anderes als Langeweile und werden in der erlebten Gottesdienstpraxis lediglich in ihrer Erwartung bestätigt. Die Gottesdienste halten insgesamt gesehen der Konfirmandenprüfung nicht stand.<sup>19</sup> Allerdings gilt das nur für diejenigen Gottesdienste, an denen die Jugendlichen nicht aktiv beteiligt sind. Wo Gottesdienste von ihnen mit vorbereitet werden, wo sie sich »als ›tatkraftig‹ erleben können«, wenn es ihnen ermöglicht wird, »ihre eigenen ›Ideen einzubringen‹«<sup>20</sup>, fällt die Einschätzung deutlich positiver aus. Dann stellt sich das ein, was als »wesentlicher Bewirkungsfaktor« bezeichnet werden kann: »die Erfahrung von Gemeinschaft«<sup>21</sup>.

Ein Gemeinschaftserleben stellt sich ein, wenn die Einzelnen in ihrer Person gewürdigt werden, indem sie sich selbst einbringen dürfen. Hier bekommt die Rede von der Subjektorientierung ein Gesicht. Es geht dabei in erster Linie nicht um jugendgemäße Themen, an die dann angeknüpft werden könnte. Es geht vielmehr um Ermöglichungsräume von Gemeinschaftserfahrungen, durch die und in denen Inhalte realisiert werden. »Lernen heißt hier, sich zu begegnen und sich, wechselseitig mitteilend, zu verändern und damit auch die Lebenswirklichkeit des Glaubens zu verändern.«<sup>22</sup> Unter solchen Voraussetzungen kann sich die Relevanz des Glaubens auch für diejenigen erweisen, denen religiöse Fragen nicht zentral sind und die aus einer Mischung von lebensgeschichtlichen, familiären, kirchlichen und gesellschaftlichen Gründen zur Konfirmation kommen. In der Wahrnehmung und

<sup>17</sup> RAINER DINGER, Was bedeutet die Konfirmandenarbeit für die Kirche?, in: epd/D 28-29 (2009), 40 f., 40.

<sup>18</sup> Dieser Wert ist im Vergleich zur ersten Studie gleich geblieben.

<sup>19</sup> »Gerade bei den Jugendlichen, die ein tendenziell positives Verhältnis zum Gottesdienst mitbringen [...] ist eine Zunahme der gottesdienstkritischen Einschätzungen zu beobachten. Umgekehrt ist die Abnahme negativer Einschätzungen bei der anderen Extremgruppe deutlich geringer«. SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 88. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass nur 48 Prozent berichten, sie hätten »jugendgemäße Gottesdienste« (KS 01) erlebt. Nur 28 Prozent hatten zudem die Möglichkeit, »mit eigenen Ideen zu den Gottesdiensten beizutragen« (KS 02).

<sup>20</sup> KARLO MEYER, Gottesdienst in der Konfirmandenarbeit. Eine triangulative Studie, Göttingen 2012, 655.

<sup>21</sup> A. a. O., 654.

<sup>22</sup> FECHTNER, Von Fall zu Fall (Anm. 2), 133.

Würdigung des Einzelnen liegt also eine wesentliche Bedingung dafür, dass die Konfirmation ihre Konfirmandenprüfung besteht. Wenn es gelingt, die eigenen Ideen der Jugendlichen abzurufen und sie zur Aktion zu bewegen, steigt die Wahrscheinlichkeit einer gelungenen »Konfirmandenprüfung«.

## 2. KONFIRMATION ALS FAMILIÄR BESTIMMTES FEST

Dass die Konfirmation trotz ambivalenter Ergebnisse in der »Konfirmandenprüfung« sich über Jahre und Jahrzehnte hinweg so großer und gleichbleibender Beliebtheit erfreut, ist durchaus erstaunlich und verdient Beachtung. Dass dem so ist, hängt vor allem mit der Attraktivität des Konfirmationsfestes zusammen, wobei Konfirmation und Konfirmationsfest nur teilweise zusammenfallen. Die Konfirmation in allen ihren Abschnitten ist eben nur ein Teil des gesamten Festes. Und dieses wird vorrangig als Familien-, Geschenke- und Segensfest verstanden, und zwar genau in dieser Reihenfolge (»Ja«: 83 Prozent, 68 Prozent, 64 Prozent [KB09–11]). »Feier, Geld, Segen und Glauben liegen also für das jugendliche Empfinden ganz nahe beieinander«<sup>23</sup>. Genau dies macht die Konfirmation so beliebt. Hier wird ein kirchliches Angebot sozial abgestützt und erhält so eine Selbstevidenz. Dies führt dazu, dass sich die Jugendlichen unkompliziert zur Konfirmandenarbeit anmelden und dann auch bis zur Konfirmation durchhalten.

In Ostdeutschland stellt sich die Ausgangslage deutlich anders dar. Dort wird die Konfirmation von den Jugendlichen nicht zuletzt im Gegenüber zur Jugendweihe stärker als Bekenntnisakt und Segenshandlung verstanden. Extrinsische Motive werden dagegen weniger stark gewichtet. Ein solches Konzept ist nicht mehrheitsfähig. Auch deshalb sind die Konfirmationszahlen in Ostdeutschland in den letzten beiden Jahrzehnten nicht angewachsen. Dem korrespondiert, dass ostdeutsche Konfirmanden stärker kirchlich sozialisiert sind als ihre westdeutschen Altersgenossen.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> MICHAEL MEYER-BLANCK, Was und wie wird in der Konfirmandenarbeit über das Christentum gelernt?, in: epd/D 28–29 (2009), 28–30, 29.

<sup>24</sup> Vgl. genauer MICHAEL DOMSGEN/CARSTEN HAESKE, Zukunfts- oder Auslaufmodell? Konfirmandenarbeit im Osten Deutschlands – Realität und Perspektiven, in: DPfBl 109 (2009) H. 6, 302–306, 302 f. Dabei differieren die Befunde der beiden Konfirmandenstudien kaum. »In vielen Hinsichten stellen« sie sich »ähnlich dar wie fünf Jahre zuvor.« SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 218.

## 2.1 KONFIRMATIONS- UND FAMILIENLOGIKEN INS VERHÄLTNIS SETZEN

Die Weitung der Wahrnehmungsperspektive von den einzelnen Konfirmandinnen und Konfirmanden zu ihren Familien trägt einen grundlegenden Aspekt ein, um das Phänomen »Konfirmation« verstehen zu können. Die Konfirmation als mehrheitsfähige Kasualie gibt es nur dann, wenn sie sich verknüpfen lässt mit der in den Familien der Konfirmandinnen und Konfirmanden vorherrschenden Binnenlogik.

Zwar spielt die Familie aus der Sicht der Jugendlichen bei der Anmeldung zur Konfirmandenarbeit nicht die wichtigste Rolle. Nur ein Fünftel aller Konfirmanden verweist auf sie als *Movens* (CA 06). Auf die Frage nach den Gründen für die Teilnahme an der Konfi-Zeit sagen 70 Prozent der Jugendlichen »weil ich von mir aus teilnehmen wollte« (CA 11). Dies jedoch steht nicht im Gegensatz dazu, dass die Familie grundlegend ist. Denn familial bestimmte Motive werden sehr stark gewichtet (»weil ich als Kind getauft worden bin« [53 Prozent, CA 04], »weil das in meiner Familie schon immer so war« [44 Prozent, CA 03]), auch wenn die Familie nur von jedem Fünften ausdrücklich genannt wird (»weil es meine Familie wollte« [21 Prozent, CA 06]). Die Jugendlichen agieren in ihrem Selbstverständnis durchaus selbstbestimmt, jedoch nicht in Abgrenzung, sondern meistens in stillschweigender Übereinstimmung mit ihren Familien. Da dies in der Peergroup auch der Fall ist, reicht diese stillschweigende Übereinkunft aus.

Interessant ist, dass dies in Ostdeutschland etwas anders aussieht. Für die befragten Konfirmandinnen und Konfirmanden spielen die Familientradition (»weil das in meiner Familie schon immer so war« 54 Prozent, CA 03), hier besonders der Wunsch der Familie (»weil es meine Familie wollte« 41 Prozent, CA 06), sowie die Taufe im Kindesalter (64 Prozent, CA 04) eine größere Rolle als im Westen.<sup>25</sup> Der familiale Kontext wird also von den Jugendlichen, die als Konfirmanden in einer Minderheitenrolle sind, als deutlich wichtiger eingeschätzt als von Jugendlichen, bei denen die Konfirmation in der Peergroup sowie in der Gesellschaft insgesamt eine grundlegende Akzeptanz besitzt. Deshalb wird in Ostdeutschland die Bedeutung der Freunde für die Anmeldung zur Teilnahme an der Konfi-Zeit auch deutlich geringer eingeschätzt (West 29 Prozent, Ost 23 Prozent).

Dabei wird die Familie in Ost und West eher als Unterstützung empfunden und weniger als Instanz, die Druck ausübt. Allerdings sagt etwa jeder zehnte Jugendliche (neun Prozent), dass er sich zur Teilnahme gezwungen fühle (West: acht Prozent, Ost: 14 Prozent, CA 05).

<sup>25</sup> SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 210.

Dass der familiäre Kontext grundlegend ist, kann man auch an anderen Ergebnissen ablesen. So lässt sich aufzeigen, dass diejenigen, die schon vor der Konfirmandenzeit regelmäßigen Kontakt zur Kirche hatten, stärker intrinsisch motiviert sind. Sie haben sich bereits stärker mit der Frage auseinandergesetzt, ob und warum sie sich konfirmieren lassen. Auch zeigt sich ein starker Zusammenhang zwischen der Religiosität des Elternhauses und dem Besuch kirchlicher Kinder- und Jugendangebote. Insbesondere im Kindesalter (fünf bis neun Jahre) ist der Einfluss der Eltern hierauf sehr groß, aber auch in den ersten Teenagerjahren zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang. Kinder, die nach eigener Einschätzung aus einem »sehr religiösen Elternhaus« kommen, nehmen kirchliche Angebote signifikant häufiger wahr als Kinder aus einem »überhaupt nicht religiösen Elternhaus« (39 Prozent zu 70 Prozent).<sup>26</sup>

Dieser wenig überraschende Befund bekommt eine neue Wendung, wenn man ihn in Verbindung mit weiteren Befunden sieht. So geben die Jugendlichen mehrheitlich an (63 Prozent), aus einem weniger religiösen Elternhaus zu kommen (drei Prozent »sehr religiös«, 20 Prozent »ziemlich religiös«, 14 Prozent »überhaupt nicht religiös«).<sup>27</sup> Interessant ist dabei ein Befund aus der ersten Konfirmandenstudie. Hier zeigte sich, dass die Einschätzungen der Jugendlichen durchaus mit den Angaben der Eltern zur Bedeutung des Glaubens korrelieren, »allerdings auf deutlich verschiedenem Niveau. Die Selbsteinschätzung der Eltern zum Glauben an Gott liegt deutlich höher als der Eindruck der Kinder von der Religiosität im Elternhaus.«<sup>28</sup> Zu vermuten ist, dass dieser Befund mit einer weit verbreiteten Zurückhaltung einhergeht, eigener Religiosität Ausdruck zu verleihen. Dies ist anzumerken, braucht aber hier nicht vertieft zu werden. Viel wichtiger an dieser Stelle ist, dass eine grundlegende Bedingung für gelingende Konfirmandenarbeit in der Zustimmung der Eltern zu sehen ist. Konfirmandenarbeit lebt zu großen Teilen davon, dass Eltern ihrem Gegenstand, nämlich dem Glauben an Gott, eine Bedeutung zumessen oder ihm mit Wohlwollen gegenüber treten.

Dabei ist übrigens zu bemerken, dass die Bedeutung von kirchlicher Religiosität in der Familie mit bestimmten Familienstrukturen einhergeht. Je religiöser das Elternhaus ist, desto höher ist dort die Zahl der Kinder in dieser Familie. Der Zusammenhang von gegenwärtiger Konfirmationspraxis und

<sup>26</sup> Vgl. SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 138.

<sup>27</sup> In Ostdeutschland sieht dies anders aus. Hier kommen die Jugendlichen aus religiöseren Elternhäusern.

<sup>28</sup> ILG u. a., Konfirmandenarbeit in Deutschland (Anm. 7), 77.



entsprechenden Familienstrukturen ist bisher kaum im Blick, muss aber zukünftig stärker bedacht werden. Deutlich vor Augen führen kann man sich das auch bei der Einschätzung des Konfirmationsfestes. Während 78 Prozent der verheirateten Eltern die Konfirmation »als eines der wichtigsten Feste im Leben meines Kindes« feiern, sind dies bei den Alleinerziehenden (ledig, ohne feste Partnerbindung) lediglich 60 Prozent. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass das große Fest, das für viele Familien als sehr attraktiv erscheint, bei etlichen Alleinerziehenden hingegen als eine (auch finanziell) kaum zu leistende Aufgabe wahrgenommen wird<sup>29</sup> oder schlichtweg nicht so wichtig ist, weil das Zusammenführen der unterschiedlichen Familienmitglieder zu einem Ereignis keine Herausforderung darstellt, die rituell initiiert und begleitet werden müsste. Für viele Patchwork-Familien stellt die Konfirmationsfeier allerdings eine Herausforderung dar, weil die Basis für eine gemeinsame Feier oft nicht breit genug ist und häufig lediglich im Konfirmanden selbst begründet liegt.<sup>30</sup> Dies stellt besondere Herausforderungen an die Gestaltung eines solchen Tages.

## 2.2 VORAUSSETZUNGEN GEGENWÄRTIGER KONFIRMATIONSPRAXIS WAHRNEHMEN

Gegenwärtige Konfirmandenarbeit im Speziellen und kirchliche Religiosität im Allgemeinen sind wohl wesentlich stärker an bestimmte Familienstrukturen gebunden, die als traditionell bezeichnet werden können, als dies bisher wahrgenommen wird.<sup>31</sup> In aller Klarheit tritt dies bereits in Ostdeutschland zu Tage. Die dortige Konfirmandenarbeit ist deutlich milieugebunden. Erreicht werden in erster Linie die Mehrkindfamilien, deren Eltern verheiratet sind. Deutlich unterrepräsentiert sind dagegen Einelternfamilien und nicht-eheleiche Lebensgemeinschaften mit Kindern.

Doch es sind nicht nur die Familienstrukturen, die hier eine Rolle spielen. Auch das Bildungsniveau ist von Bedeutung. So zeigte sich in der ersten Konfirmandenstudie für Ostdeutschland bereits ein klarer »bildungsbürgerlicher«

<sup>29</sup> Vgl. A. a. O., 74.

<sup>30</sup> Vgl. MATTHIAS RÖHM/OLAF TRENN, Konfirmation, in: THOMAS BÖHME LISCHEWSKI/VOLKER ELSENBAST/CARSTEN HAESKE/WOLFGANG ILG/FRIEDRICH SCHWEITZER (Hrsg.), Konfirmandenarbeit gestalten. Perspektiven und Impulse für die Praxis aus der Bundesweiten Studie zur Konfirmandenarbeit in Deutschland, Gütersloh 2010, 90–99, 97.

<sup>31</sup> Vgl. MICHAEL DOMSGEN, Kommentar: Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums als voraussetzungsreiche Kommunikationsform, in: HEINRICH BEDFORD-STROHM/VOLKER JUNG (Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Gütersloh 2015, 171–175.

Trend, der am überproportional hohen Anteil von Gymnasiasten (55 Prozent) unter den Konfirmanden festzumachen war (18 Prozent Realschule, 17 Prozent Sekundar-, Regel-, Mittelschule, zwei Prozent Hauptschule, drei Prozent Gesamtschule, zwei Prozent Förderschule).<sup>32</sup> In der neuesten bundesweiten Umfrage zeigte sich für ganz Deutschland, dass der Anteil der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten mit 56 Prozent deutlich höher lag als vor fünf Jahren (43 Prozent, CM 07). Auch wenn diese Werte aufgrund unterschiedlicher Fragestellungen nur begrenzt miteinander vergleichbar sind, zeigt sich doch klar, dass »vor allem Jugendliche aus bildungsnahen Familien bzw. mit dem Ziel Real- oder Gymnasialabschluss an der Konfirmandenarbeit beteiligt sind«<sup>33</sup>. Wahrscheinlich ist vor allem für Gymnasiasten die momentan praktizierte Form der Konfirmandenarbeit deutlich attraktiver als für Hauptschüler.

Der Blick auf die Familien der Konfirmandinnen und Konfirmanden markiert eindrücklich, dass die Konfirmation nicht hinreichend verstanden werden kann, wenn lediglich die Jugendlichen bedacht werden. Konfirmation ist in starkem Maße auf die familiäre Unterstützung angewiesen. Dabei geht es primär um eine Atmosphäre des Wohlwollens bzw. der Offenheit diesem Fest gegenüber. Wie bei jedem familiär bestimmten Fest feiert die Familie bei der Konfirmation letztlich auch sich selbst. Sie feiert, dass der Jugendliche in ihr und durch sie zu dem werden konnte, was er jetzt ist. Und sie feiert ihr Vorhandensein, um auf diese Weise deutlich zu machen, dass Unterstützung und Fürsorge nicht vorüber sind, sondern weiterhin bestehen. Dass die Bedürfnisse der Ressource »Familie« nicht automatisch mit dem Angebot der Konfirmation korrelieren, zeigt der Blick auf Ostdeutschland oder auch auf die Herausforderungen, die sich mit neuen, weniger traditionellen Familienformen ergeben. Insgesamt gesehen ist Familie nämlich zu einem Projekt geworden, das nicht mehr selbstverständlich gegeben ist, sondern der stetigen Bearbeitung bedarf (»doing family«). Deshalb darf bei der Konfirmation nicht nur nach den Bedürfnissen der Jugendlichen gefragt werden, sondern auch nach denen ihrer Familien.

<sup>32</sup> Im EKD-Schnitt fiel dieser Anteil mit 43 Prozent geringer aus (29 Prozent Realschule, 13 Prozent Hauptschule, zehn Prozent Gesamtschule, zwei Prozent Förder- bzw. Sonderschule), markierte aber auch eine Tendenz.

<sup>33</sup> SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 136.

### 3. GRUNDLEGENDE KONZEPTIONELLE PERSPEKTIVEN DER KONFIRMATIONSPRAXIS IM SPIEGEL VON EMPOWERMENT

Wie die in den vergangenen Schritten benannten Befunde zeigen, hängt die verschiedentlich beschriebene »Mehrdeutigkeit«<sup>34</sup> gegenwärtiger Konfirmationspraxis zu einem großen Teil damit zusammen, dass hier verschiedene Logiken aufeinander zu beziehen sind. Grob gesagt sind es diejenigen der Kirche, der Jugendlichen sowie ihrer Familien, wobei diese innerhalb bestimmter kontextueller Voraussetzungen ineinander greifen müssen. Auf der Suche danach, wie dies konzeptionell abgebildet werden kann, könnten Ansätze des Empowerment eine Hilfe sein. Es kann und muss im Folgenden nicht um eine umfassende Erörterung dieser Ansätze gehen, weil damit nur angezeigt werden soll, aus welcher Perspektive die konzeptionelle Verortung geschieht.<sup>35</sup> Insofern reicht hier der Hinweis auf zwei grundlegende Linien, die damit markiert werden. Zum einen geht es darum, »für Menschen die Möglichkeiten zu erweitern, ihr Leben zu bestimmen«<sup>36</sup>, indem in kollektiven Vernetzungen »Lebenskräfte« aktiviert und angeeignet werden. Darunter lassen sich eine Vielzahl von sozialen Bewegungen und Entwicklungsprozessen subsumieren, in denen Menschen in marginalisierten gesellschaftlichen Positionen in solidarischer Vernetzung Selbst- und Mitbestimmung sowie Gestaltungsmacht erstreiten und aneignen (z. B. Civil Rights Movement, Women's Liberation Movement, Feminismus, Selbsthilfe-Bewegung, Community-Action-Programme). Zum anderen wird mit Empowerment der Blick auf die Professionals gerichtet und ein Handlungskonzept für helfende Berufe gegeben (Soziale Arbeit, Heilpädagogik, Gemeindepsychologie,

<sup>34</sup> FECHTNER, Von Fall zu Fall (Anm. 2), 115.

<sup>35</sup> Eine umfassende Auseinandersetzung mit Empowerment in religionspädagogischer Perspektive bearbeitet GEORG BUCHER, der sich im Rahmen einer Promotion damit beschäftigt. Seine Arbeit wird Ende 2016 vorliegen. Innerhalb der Praktischen Theologie und Religionspädagogik wurde der Empowerment-Ansatz bisher kaum berücksichtigt. Dabei ergäben sich durchaus Impulse, die religionspädagogisch von Interesse sind. Vgl. dazu als erste grundlegende Orientierung: GEORG BUCHER/MICHAEL DOMSGEN, Empowerment in religionspädagogischer Perspektive – Überlegungen zu einem Konzept mit theologischem und pädagogischem Potenzial vor dem Hintergrund gegenwärtiger Entwicklungen (erscheint 2016).

<sup>36</sup> JULIAN RAPPAPORT, Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des »empowerment« anstelle präventiver Ansätze, in: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 2 (1985), 257–278, 269.

Gemeinwesenarbeit), das Möglichkeitsräume für Selbstbestimmung konstruiert. Dabei ist nicht die Defizitperspektive leitend, sondern die Orientierung an den Ressourcen, Stärken und Fähigkeiten des Gegenübers.

Vor diesem Hintergrund lassen sich drei Punkte benennen, die für die Profilierung der Konfirmation in allen ihren Teilen hilfreich sein können.

### 3.1 DIE RELEVANZ IN DEN ALLTÄGLICHEN VOLLZÜGEN INS ZENTRUM STELLEN

Der Empowerment-Ansatz ist vor allem dann hilfreich, wenn die Problemfelder »Lebensgestaltung«, »Alltagsbewältigung« und »Lebensrelevanz« bearbeitet werden sollen. Wird die Relevanz religiöser Aussagen, Riten und Symbole für die Lebensgestaltung nicht deutlich, dann ist auch Religion nicht ausreichend im Blick. Schon im Zuge der Diskussion um einen sozialisationsbegleitenden Religionsunterricht ist auf die Doppelung von »Situationserschließung und Situationsbearbeitung« hingewiesen worden.<sup>37</sup> Dass damit auch die Gefahr einer Überforderung (weder Religionsunterricht noch Konfirmandenarbeit sind Therapie) einhergeht, ist zu beachten, kann aber die damit gesetzte grundlegende Herausforderung nicht aufgeben. Wenn am Ende der Konfirmandenzeit mehr als jeder Dritte sagt, die Kirche habe »auf Fragen die mich wirklich bewegen [...] keine Antwort« (CG 02) und damit im Vergleich zum Beginn der Konfi-Zeit die Gruppe derer, die das so sieht, noch einmal leicht angewachsen ist (von 32 auf 34 Prozent), dann beschreibt das eine ernst zu nehmende Problemlage. Auch der Befund, dass fast die Hälfte aller Konfirmandinnen und Konfirmanden (47 Prozent, KK 35) dem Item zustimmen, »Was ich in der Konfi-Zeit gelernt habe, hat mit meinem Alltag wenig zu tun«, beschreibt eine langfristig ungünstige Konstellation. Damit rücken die zweifelsohne vorhandenen Lernerfolge von vornherein in den Bereich des nicht oder kaum Relevanten. Nur bei weniger als jedem Dritten (27 Prozent) scheint das anders zu sein. Jeder Vierte (26 Prozent) ist hier unentschlossen.

Die damit beschriebene Problemlage könnte zu einem großen Teil religionsdidaktisch mit initiiert sein und damit zusammenhängen, dass im gegenwärtigen Diskurs die ästhetisch-performative Seite religiösen Lernens stark betont wird. Die im weitesten Sinne ethische Dimension kommt demgegenüber eher kurz. Eine Auseinandersetzung mit Empowerment-Ansätzen

<sup>37</sup> Vgl. GERHARD BROCKMANN/DIETER STOODT, Schülerorientierung als Situationserschließung und Situationsbearbeitung, in: Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft 65 (1976), 256-269.

könnte hier eine wichtige Korrektur leisten. Lebensgestaltung ist nicht nur primär eine Frage ästhetischen Erlebens oder (symbolisch-expressiven) Ausdruckshandelns einzelner Individuen. Vielmehr ist der Umgang mit Alltagsproblemen unverzichtbar. Die solidarischen Aspekte sind dabei genauso zu thematisieren wie die daraus resultierenden gesellschaftspolitischen Fragen und Impulse.

Allerdings darf dies nicht einseitig verstanden werden, indem eine Zuspitzung gegen eine andere ausgetauscht werden soll. Vielmehr geht es darum, die beiden Profilierungen zu verbinden und so anzureichern. Mit Blick auf die ästhetischen Zugänge wäre eine Überprüfung hinsichtlich der kontrakulturellen Dimensionen anzumahnen – eine Aufgabe, die Jugendliche in besonderer Weise reizen dürfte. Verbunden wäre dies mit einer stärkeren Integration von Aufgabenfeldern mit Echtheitscharakter. Unter dem Stichwort des diakonischen Lernens wird dies seit einiger Zeit thematisiert. Eine für die Zielrichtung des Empowerment sensible Religionspädagogik wird diesen Feldern besonderes Augenmerk widmen und zugleich darauf achten, die unterschiedlichen Dimensionen religiöser Kommunikation beieinanderzuhalten. Durch die Weitung des Blicks – weg von einer Zentrierung auf die Individuen hin auf solidarische und gesellschaftliche Aspekte – wird die soziale Einbettung der Konfirmandinnen und Konfirmanden und damit auch ihre familiäre Verankerung von vornherein mitberücksichtigt. Auch dadurch steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Alltagsrelevanz verstärkt wird.

### **3.2 DIE SPEZIFISCHEN MÖGLICHKEITEN DES LERNORTS GEMEINDE AUFNEHMEN**

Konfirmation und Kirche sind eng aufeinander bezogen. Das eine gibt es ohne das andere nicht. Nicht zufällig findet Konfirmandenarbeit in gemeindlichen Räumen statt. Die Jugendlichen sollen hier – so würden es herkömmliche Ansätze der Konfirmandenarbeit auch sagen – in Auseinandersetzung mit der christlichen Tradition lernen, ihre eigene Subjektivität, ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten zu entdecken. Die spezielle Empowerment-Pointe liegt nun darin, dass sie dabei nicht stehenbleiben, sondern in solidarischer Vernetzung, in deren Um- und Durchsetzung im gemeindlichen Kontext dies einüben und dabei Selbstwertsteigerung und Gestaltungskraft erfahren.

Dass dies den Lernort Gemeinde verändern würde, liegt auf der Hand. Theologisch dürfte dies kein Problem sein, ist dies doch schon von den Reformatoren betont worden. Pädagogisch ergäbe sich hier ein großes Potential. Mit Blick auf die Gottesdienstgestaltung wird das ganz deutlich. Werden Konfirmandinnen und Konfirmanden in ernsthafter Weise einbezogen, also nicht

lediglich im Ausführen einer bereits vorher definierten Rolle, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie solche Aktivitäten selbst als gewinnbringend empfinden und als Möglichkeit sozialer Vernetzung erleben. Lerntheoretisch wäre das von grundlegender Bedeutung. Dabei geht es nicht in erster Linie um den Spaß-Faktor, auch wenn der in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, wie die Korrelation mit dem Zufriedenheitsfaktor verdeutlicht. Die Konfirmandenstudie zeigt klar, »wer Spaß hatte, war auch insgesamt und mit den einzelnen Aspekten zufrieden«<sup>38</sup>. Allerdings scheint davon die Relevanzfrage nur ansatzweise berührt zu werden. Dafür scheinen Erfahrungen der Selbstwirksamkeit eine bedeutende Rolle zu spielen, also das Gefühl, Dinge gestalten und auf die eigenen Fähigkeiten vertrauen zu können.<sup>39</sup> Damit verbindet sich auch die Gewissheit, das Leben meistern zu können und auch dann, wenn Probleme unlösbar erscheinen, irgendwie einen Weg zu finden, damit umzugehen.

### 3.3 DIE ROLLE DER KONFIRMATOREN ERNEUT REFLEKTIEREN

Eine solche Sichtweise korrespondiert mit einer Reflexion der Rolle all derer, die beim Konfirmationsgeschehen mitwirken und hier insgesamt als Konfirmatoren bezeichnet werden. Dazu gehören Haupt- und Ehrenamtliche, also Teamer genauso wie Pfarrerinnen und Pfarrer. Dass dies auch sachlich geboten ist, lässt sich unter Verweis auf die Grundlagen evangelischen Glaubens gut belegen. Streng genommen gibt es nämlich keine Professionalität in rebus religionis, wenn der Gedanke des Priestertums aller Gläubigen wirklich ernst genommen wird. Daraus muss jedoch keine Beliebigkeit in der Rollenzuschreibung resultieren. So bietet das Empowerment-Ethos konkrete Rollenangebote (»Lebenswelt-Analytiker«, »Kritischer Lebensinterpret«, »Netzwerker und Ressourcenmobilisierer«, »Intermediärer Brückenbauer«)<sup>40</sup>, die sich durchaus zur präziseren Ausführung der spezifischen Rollenzuschreibung auch im Feld von Konfirmandenarbeit und Konfirmation eignen. In diesem Zusammenhang ist an den – inzwischen fast schon klassisch gewordenen

<sup>38</sup> SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 194.

<sup>39</sup> Dass diese Perspektive auch schulformspezifisch differiert, zeigt die Analyse der Einstellungen zum Auswendiglernen. Für Hauptschülerinnen und -schüler birgt das häufig die Gefahr einer Außenseiterposition. Sie fühlen sich den gymnasialen Mitkonfirmanden unterlegen. »So ist es nicht erstaunlich, dass ein erheblicher Anteil dieser Jugendlichen am liebsten eine Konfirmation ohne vorangehende Konfi-Zeit hätte!« SCHWEITZER u. a., Konfirmandenarbeit im Wandel (Anm. 4), 208.

<sup>40</sup> Vgl. NORBERT HERRIGER, Empowerment in der sozialen Arbeit. Eine Einführung, Stuttgart 2010\*.

- Überforderungseinwand zu erinnern. Allerdings kann er hier geradezu umgekehrt werden. Eine Überforderung resultiert nicht aus der Implementierung sozialarbeiterischer Theorieelemente und Praxen in das Rollenbild der Konfirmatoren, sondern könnte in vielen Fällen geradezu eine Folge von deren fehlender Berücksichtigung sein.

Im allgemeindidaktischen Diskurs tritt dies immer stärker hervor: »Solange und weil sich Lehrer für ihr Handeln vornehmlich auf Didaktik beziehen und die soziale Seite des Unterrichts nicht als ihren Handlungsgegenstand definieren, sondern als – letztlich unbeeinflussbarer – Bedingung für das Lehren, machen sie sich konzeptionell und praktisch hilflos gegen Unterrichtsprozesse, die die herkömmliche Art von Wissensvermittlung blockieren.«<sup>41</sup> Was für die Schule gilt, nämlich die Horizonterweiterung auch auf jene sozialen Aspekte in der Schule, innerhalb und außerhalb von Unterricht, die nicht unmittelbar der Vermittlung schulischen Wissens dienen, gilt erst recht für das Feld der Konfirmation.

Konfirmation ist ein Fest in dreiseitiger Logik. Kirche, Jugendliche und Familien sind in ihren jeweiligen Logiken aufeinander zu beziehen. Dies hat in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zum überwiegenden Teil funktioniert. Dass dies jedoch auch zukünftig nicht einfach nur vorausgesetzt werden kann, zeigt nicht nur der Blick auf Ostdeutschland, sondern auch die Tatsache, dass sich immerhin ca. zehn Prozent der evangelischen Jugendlichen eines Jahrgangs nicht konfirmieren lassen. Was sie im Einzelnen dazu veranlasst hat, wissen wir nicht. Auf alle Fälle scheint es für sie keinen Grund mehr zu geben, sich dieser dreiseitigen Logik anzuschließen.

#### **4. VON DER KONFIRMATION HER AUF RELIGIÖSE JUGENDFEIERN GESCHAUT**

Wie ein roter Faden zieht sich durch die kirchlichen Verlautbarungen zur Konfirmation und Konfirmandenarbeit die Absicht, werbend tätig zu werden. So heißt es auch im Vorwort der 12 Thesen des Rates der EKD zur Konfirmandenarbeit vom Dezember 2013:

---

<sup>41</sup> NORBERT WIELAND, Die soziale Seite des Lernens. Positionsbestimmung von Schulsozialarbeit, Wiesbaden 2010.

Wir »dürfen uns nicht mit dem Kreis derer zufrieden geben, die ohnehin dazugehören. Wir dürfen uns auch nicht damit abfinden, wenn Konfirmandinnen und Konfirmanden nach dem Tag der Konfirmation in der Gemeinde nicht mehr zu sehen sind, und nicht aufhören zu werben, wenn Jugendliche sich an die Jugendweihe halten und das Angebot der Konfirmation gar nicht erst bemerken. Vielen sind wir das Evangelium auch schuldig geblieben, haben ihre Sprache weder gesucht noch gefunden. Deshalb brauchen wir immer wieder einen Neuanfang in der Zuwendung zu den Menschen.«

Dabei geht man von der Annahme aus, dass die Konfirmandenarbeit das dafür notwendige Potential besitze.

Nun zeigen die Ergebnisse der beiden bundesweiten Studien, dass dies nur in sehr begrenztem Umfang möglich zu sein scheint. Zumindest sind die Teilnahmezahlen im Vergleich zur Gesamtzahl eines Jahrgangs über die Jahre hinweg mit ca. 30 Prozent weitgehend gleich geblieben. Der Anteil derer, die zu Beginn ihrer Konfi-Zeit getauft sind, liegt bei 93 Prozent.<sup>42</sup> Schon hier wird deutlich, dass die Konfirmation in starkem Maße vom Willen der Eltern zur religiösen Sozialisation ihrer Kinder abhängt. Dazu kommt die Prägung des gesellschaftlichen Kontextes, in dem die Familien agieren. Auffällig ist zumindest, dass der Anteil Getaufter an der Konfirmandenarbeit in Bremen (79 Prozent) und Schaumburg-Lippe (83 Prozent) deutlich unter dem EKD-Schnitt liegt, in Ostdeutschland jedoch, wo das Potential dafür ungleich größer ist, kaum davon abweicht. Hier bestätigen die Daten das, was auch aus anderen Untersuchungen bekannt ist: Außerhalb religiös-kirchlicher Bezüge in der familialen Sozialisation ist die Entscheidung für die Konfirmation sehr unwahrscheinlich. Letztlich gibt die sozialisatorische Prägung in der Familie die Richtung vor und bestimmt maßgeblich über die Wahl des öffentlichen Ritus. Ein Überschreiten dieser Linien ist eher unwahrscheinlich. Dass dies nicht unproblematisch ist, lässt sich daran erkennen, dass sich im Osten deutlich mehr Jugendliche zur Teilnahme an der Konfirmandenarbeit gezwungen fühlen (14 Prozent gegenüber acht Prozent). Hier wirkt sich die Prägung des Mehrheitskontextes aus. Steht er den familialen Vorstellungen entgegen, erhöht das den Druck auf die Jugendlichen.

Insgesamt gilt für Ostdeutschland, dass die Konfirmation für Konfessionslose biografisch kaum oder nur in Ausnahmefällen infrage kommt. Zwar liegt der Anteil der Nichtgetauften beispielsweise in Mitteldeutschland mit neun Prozent leicht über dem EKD-Durchschnitt, allerdings wird dabei nicht

<sup>42</sup> Sechs Prozent geben an, nicht getauft zu sein. Ein Prozent weiß es nicht.



erhoben, wie hoch der Anteil derer ist, die aus freikirchlich orientierten Familien stammen und deshalb nicht getauft sind. Zugleich muss man sich vor Augen halten, dass neun Prozent im Verhältnis zur übergroßen Mehrheit der konfessionslosen Jugendlichen insgesamt sehr wenig ist.<sup>43</sup>

In der Summe bleibt deshalb festzuhalten, dass die Entwicklungen der letzten 25 Jahre keinen Anhaltspunkt für die These bieten, dass die Konfirmation in ihrer jetzigen Profilierung gänzlich neue Zielgruppen aufzuschließen in der Lage ist. Wer dennoch auf diese Menschen mit dem Angebot eines Rituals im Jugendalter zugehen will, kommt nicht umhin, dies in eigenständiger Weise zu profilieren. Dabei spricht einiges dafür, dass die für das Feld von Konfirmandenarbeit und Konfirmation skizzierten Herausforderungen auch hier von Bedeutung sind. Deutlich unterschieden muss jedoch die Stellung der Kirche sein. Lässt sich für die Konfirmation eine dreiseitige Logik von Jugendlichen, Familien und Kirche aufzeigen, so wird bei alternativen Ritualen im Jugendalter der Faktor Kirche neu gewichtet werden müssen. Es ist nicht zufällig, dass sich die entsprechenden Initiativen aus Ost und West an Schulen angeschlossen haben. Sie (Ganztagsschulen in Bremen, konfessionelle Schulen in Ostdeutschland) bilden den institutionellen Rahmen und geben dem familiären Ansinnen einen geeigneten Resonanzraum, der in der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler abgestützt ist. Das ist so wichtig, weil solcherart Rituale immer mehrfach veranlasste Rituale sind: lebensgeschichtlich, familiär, kirchlich und gesellschaftlich.<sup>44</sup>

Zugleich aber ist es möglich, dass die somit installierten Riten über ihren ursprünglichen Bezugsrahmen hinauswachsen, wie die Zahlen der Lebenswendefeiern in Halle zeigen. Mit ca. 500 Jugendlichen, die daran im Jahr 2015 teilnahmen, lagen sie ca. zweieinhalb mal so hoch wie die Zahl aller Konfirmandinnen und Konfirmanden im gesamten Kirchenkreis Halle.

Vor dem Hintergrund einer solchen Entwicklung betrachtet, handelt es sich um riskante Rituale. Das Risiko liegt nicht nur darin, dass Menschen sich darauf einlassen, die bisher keinen Kontakt zur Kirche gesucht haben,

---

<sup>43</sup> Ich greife hier auf die Daten der ersten bundesweiten Studie zurück, weil mir die differenzierenden Daten für die zweite Studie nicht vorliegen, vgl. MICHAEL DOMSGEN/CARSTEN HAESKE, Konfirmandenarbeit und Konfirmation im Kontext der ostdeutschen Gesellschaft, in: THOMAS BÖHME-LISCHEWSKI u. a. (Hrsg.), Konfirmandenarbeit gestalten. Perspektiven und Impulse für die Praxis aus der Bundesweiten Studie zur Konfirmandenarbeit in Deutschland, 2010, 237–248, 238.

<sup>44</sup> Vgl. FECHTNER, Von Fall zu Fall (Anm. 2), 124, der das für die Konfirmation betont.

sondern auch darin, dass traditionelle Riten wie die Konfirmation Konkurrenz bekommen.

Aus Sicht der Jugendlichen und ihrer Familien geht es um eine erste (und vielleicht auch eine einzige) Verknüpfung ihrer Lebensgeschichte mit Elementen des Transzendenten. Vor diesem Hintergrund wird schnell deutlich, dass die gegenwärtige Logik einer binären Codierung der kirchlichen Mitgliedschaft, die alle kirchlichen Angebote mehr oder weniger deutlich bestimmt, nicht hilfreich ist.<sup>45</sup> Sie suggeriert eine Eindeutigkeit, die der Glaubensentwicklung von Menschen nicht gerecht wird. Die punktuell ausgerichtete Sicht auf die Taufe verschleiern, dass hier Lernprozesse ablaufen, die sich nicht ohne weiteres schematisieren lassen. Insofern spricht viel dafür, den Gedanken des konfirmierenden Handelns aufzunehmen, den die evangelischen Kirchen in der DDR in besonderer Weise stark gemacht haben, dabei aber das konfirmierende Handeln nicht von vornherein mit der herkömmlichen Konfirmation zu verknüpfen, sondern dabei auch offen zu sein für neue Formen der Begegnung im Umfeld kirchlicher Angebote.

Nach evangelischem Verständnis gibt es dafür Spielraum. Denn das Ziel kirchlichen Handelns liegt letztlich nicht in der engeren Bindung an die verfasste Kirche. Primär zielt die Assistenz von Kirche »auf die Subjektwerdung der Getauften« und derer, die zur Taufe eingeladen sind, »in ihrem Verhältnis zu Gott, zu Anderen und sich selbst«<sup>46</sup>. Damit rückt der Fokus weg von institutionellen Bezügen hin zur Begleitung lebensgeschichtlicher und alltäglicher Vollzüge. In dieser Perspektive wären dann auch kirchliche Rituale im Jugendalter jenseits der Konfirmation einzuordnen und aufzunehmen. Dabei spricht viel dafür, dass die Feiern für Jugendliche nur beispielhaft sind. Was für sie gilt, ließe sich auch an anderer Stelle umsetzen.

<sup>45</sup> Vgl. MICHAEL DOMSGEN, Segensfeiern im Jugendalter - mitmachen oder raushalten?, in: WzM 68 (2016) 2, 156-166.

<sup>46</sup> BERND SCHRÖDER, Das Priestertum aller Getauften und die Assistenz der Kirche. Überlegungen zur Neuformatierung der Praktischen Theologie im Anschluss an Christian Grethleins Praktischer Theologie, in: MICHAEL DOMSGEN/BERND SCHRÖDER (Hrsg.), Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie, Leipzig 2014, 141-160, 159.